

Kevin Brooks

Live fast, play dirty, get naked



Kevin Brooks, geboren 1959, wuchs in einem kleinen Ort namens Pinhoe in der Nähe von Exeter/Südengland auf. Er studierte in Birmingham und London. Sein Geld verdiente er lange Zeit mit Gelegenheitsjobs. Seit dem überwältigenden Erfolg seines Debütromans ›Martyn Pig‹ ist er freier Schriftsteller. Für seine Arbeiten wurde er mit renommierten Preisen ausgezeichnet, u.a. mehrfach mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis sowie der Carnegie Medal für ›Bunker Diary‹. Seit 2011 schreibt er auch Kriminalromane für Erwachsene.

Uwe-Michael Gutzschhahn, geboren 1952, hat alle auf Deutsch erschienenen Bücher von Kevin Brooks übersetzt. Er studierte deutsche und englische Literatur in Bochum und lebt als Übersetzer und Autor, Herausgeber und freier Lektor in München.

Kevin Brooks

Live fast, play dirty, get naked

Roman

Aus dem Englischen von
Uwe-Michael Gutzschhahn

dtv

The logo for dtv (Deutscher Taschenbuch-Verlag) consists of the lowercase letters 'dtv' in a bold, sans-serif font. A thin, curved line is positioned below the letters, starting under the 'd' and ending under the 'v'.

**Ausführliche Informationen über unsere
Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Kevin Brooks sind bei [dtv junior](http://dtv.junior) außerdem lieferbar:

Martyn Pig

Lucas

Candy

Kissing the Rain

The Road of the Dead

Being

Black Rabbit Summer

Killing God

iBoy

Bunker Diary

Travis Delaney – Was geschah um 16:08?

Johnny Delgado – Im freien Fall

Johnny Delgado – Der Mörder meines Vaters



Ungekürzte Ausgabe

2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2013 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

©2011 Kevin Brooks

Titel der englischen Originalausgabe: ›Naked‹,

2011 erschienen bei Penguin Books Ltd., London, England

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky

unter Verwendung eines Fotos von Trevillion Images/Marta Syrko

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71660-4

Für Phil, Pete, Sid und Kenny

1

In dem langen heißen Sommer von 1976 wurde mein Herz geboren; mein Leben erhielt seine Form, meine Liebe wurde besiegelt, meine Seele ging verloren und zerbrach. Es war der Sommer von so vielem – Hitze und Gewalt, Träumen und Albträumen, Himmel und Hölle –, und wenn ich heute zurückschaue, fällt es mir schwer, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden.

Es war *alles* gut und schlecht.

Alles zusammen, alles gleichzeitig.

Es war *alles*.

Es war der Sommer, als ich siebzehn wurde. Es war der Sommer, der endlose Wochen lang glühte, bis der Teer in den Straßen schmolz. Es war der Sommer des Wahnsinns, der Sommer des Punk, der Sommer weggeworfenen Lebens...

Es war all das.

Und mehr.

Viel mehr...

Es war der Sommer von William Bonney.

Williams Geschichte hat mich jetzt beinahe fünfunddreißig Jahre begleitet, verborgen unter dem Siegel meines Herzens, und obwohl ich nun nichts mehr für mich behalten muss, kann ich nicht anfangen, darüber zu sprechen, ohne vorher

etwas über Curtis Ray zu erzählen. Denn ohne Curtis wäre ich William niemals begegnet. Genau genommen gäbe es ohne Curtis überhaupt nichts zu erzählen.

2

Als ich im Herbst 1970 auf die Mansfield Heath School kam, kannte ich Curtis Ray nicht persönlich, ich wusste nur, wer er war. *Jeder* wusste, wer er war; Curtis war einfach so ein Typ, den alle kennen. Obwohl damals erst zwölf – ein Jahr älter als ich –, galt er schon da als jemand, der *anders* war. Er war Curtis Ray, der mit den langen blonden Haaren aus der zweiten Jahrgangsstufe, der hippe Typ mit der provozierenden Ausstrahlung, der Surf Beads, Ohrringe und eine schwarze Lederjacke trug, der Junge, der E-Gitarre spielte. Er war ein Typ, den man entweder liebte oder hasste – und ich glaube, selbst die, die behaupteten, ihn zu hassen, waren insgeheim ein bisschen in ihn verknallt; nicht bloß die Mädchen, sondern auch die Jungen.

Weil er ein Jahr älter war und zu der Zeit außerdem Lichtjahre von meinem sozialen Umfeld entfernt, gab es für mich keinen Zweifel, dass er von meiner Existenz nichts wissen konnte. Ich dagegen wusste, dass er existierte. Ich sah ihn fast jeden Tag im Vorbeigehen. Aber das war auch alles, was er je für mich sein konnte: eine Gestalt, die auf den Schulfluren an mir vorbeiging, ein ehrfürchtig geflüsterter Name – »*schau, da ist Curtis Ray*« –, ein Junge von einem anderen Stern.

Egal, wie oft ich von ihm träumte – und ich gebe ja zu, dass ich sehr wohl von ihm träumte –, wusste ich doch

immer, es waren nur Träume. Er war wirklich von einem anderen Stern. Er war cool, er war hip, er war aufsässig anders. Ich war nur anders. Er sah so gut aus, dass ihm selbst Mädchen, die seine langen Haare und seine verrückte, schräge Musik hassten, nicht widerstehen konnten. Ich dagegen fiel in die Rubrik: »Sieht ganz okay aus, wenn man auf die Art steht.« Und während Curtis genau zu wissen schien, wer er war und was er sein wollte, verbrachte *ich* meine ersten Teeniejahre in einem Zustand ewiger Unsicherheit. Mir fehlte nicht nur Selbstvertrauen, sondern auch der Glaube daran, dass die Welt um mich herum irgendeinen Sinn ergab. Ich begriff einfach nicht, was das Ganze sollte, wozu es gut war, welche Absicht dahintersteckte ...

Alles in allem war ich ein ziemlich *unsicheres* Mädchen. Und auch wenn die Freundinnen, die Curtis im Lauf der Zeit hatte, sowohl zahlreich als auch ganz unterschiedlich in Alter, Typ und Charakter waren, hatten sie doch – abgesehen davon, dass sie alle schön und sexy aussahen – eines gemeinsam: die Nichtexistenz jeglicher Unsicherheit. Deshalb gab es einfach keinen Grund zu glauben, dass Curtis Ray für mich je mehr als ein Traum sein könnte.

Doch an einem strahlend blauen Sommertag in der ersten Juliwoche des Jahres 1975 wurde mein Traum plötzlich Wirklichkeit.

Seit meinem fünften Lebensjahr, als meine Mum mich zu meiner ersten Unterrichtsstunde brachte, hatte ich Klavier gespielt. Mum hatte selbst immer Klavier spielen wollen, behauptete sie jedenfalls, und es grämte sie sehr, dass sie es als Kind nicht gelernt hatte.

»Ist doch noch nicht zu spät«, sagte ich jedes Mal. »Also, ich meine, man kann doch nicht bloß als Kind Klavierspielen lernen.«

»Es hat mit meinen Fingern zu tun«, sagte sie dann immer. »Sie sind nicht mehr geschmeidig genug.« Oder: »Du weißt doch, was ich für Kopfschmerzen habe, Schatz ... ich könnte mich gar nicht darauf konzentrieren.«

Ich glaube, in Wirklichkeit wollte sie es deshalb nicht lernen, weil sie wusste, Klavierspielen bedeutet Arbeit und Hingabe. Und von ihren Süchten einmal abgesehen gab sich meine Mutter nur einem hin: Sie vermied konsequent alles, was mit harter Arbeit verbunden war. Dennoch beharrte sie mit großer Freude darauf, dass *ich* lange und hart am Klavier übe ... und das tat ich. Doch für mich war es keine harte Arbeit, denn es machte mir Spaß. Von der ersten Stunde an, als ich fünf war, liebte ich alles daran – die Musik, den Zauber, die wunderbare Welt aus Klängen und Liedern ... Melodien, Töne, Strukturen, Rhythmen ... alles erschien mir so spannend. Außerdem war ich wirklich gut am Klavier. Kein Wunderkind oder so, aber es ging mir ganz natürlich von der Hand, und mit acht oder neun war ich schon ziemlich weit. Zu meinem zehnten Geburtstag bekam ich mein eigenes Instrument – ein wirklich schönes Bechstein-Klavier, auf dem ich noch heute viel spiele – und ich nahm weiter Unterricht, belegte auch in der Schule Klavier und übte unentwegt, bis ich fast siebzehn war. Genau das tat ich auch an dem heißen Sommertag 1975: Ich übte im Musikraum der Schule eines der Stücke für die demnächst anstehende Klavier-Aufnahmeprüfung in die letzte Klasse.

Mansfield Heath war eine mittelgroße Privatschule in Hampstead im Norden von London, wo ich wohnte. Sie war

eine der ersten privaten Schulen im Land, in denen Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet wurden. Das Hauptgebäude, das aus dem 17. Jahrhundert stammte, war ein imposanter alter Backsteinbau mit Türmchen und Wasserspeiern und schweren Eichentüren, umgeben von üppig grünen Sportplätzen und uralten Bäumen. Der Musikraum befand sich in einem kleinen Ziegelstein-Anbau neben der Kapelle, gleich hinter den Sportplätzen.

Es war Freitagnachmittag, so gegen zwei Uhr, und ich war allein. Mein Musiklehrer – Mr Pope – ließ mich hier üben, wann immer der Raum nicht anderweitig gebraucht wurde, und nachdem ich gerade ein paar Freistunden hatte, nutzte ich die Chance, mich in eine besonders schwierige Stelle des Stücks zu vertiefen, das ich gerade einstudierte. So saß ich also allein im Musikraum vor dem Klavier, spielte die Stelle wieder und wieder und war derart konzentriert, dass ich nicht hörte, wie die Tür aufging und jemand hereinkam. Ich spielte einfach weiter. Gerade hatte ich die heikle Stelle in den Griff bekommen und nun wollte ich sehen, wie sich die Passage in das gesamte Stück einfügte, weshalb ich direkt zurück an den Anfang ging und das Ganze einmal komplett durchspielte.

Es war ein Stück von Debussy, die Arabesque Nr. 1. Eine wunderbare Musik, so leicht und verträumt wie ein perfekter Sommertag, und auch wenn ich mit einigen der technisch schwierigen Stellen noch ein bisschen kämpfte, hielt mich das nicht davon ab, mich jedes Mal beim Spielen in der Schönheit dieser Musik zu verlieren. Und wenn ich das Ende erreichte und sich der letzte leise Akkord sanft in der widerhallenden Stille verlor ... also, das war immer wieder etwas ganz Besonderes für mich. Das plötzliche Schweigen,

das Gefühl der Musik, die durch die Luft davonschwebte, der Zauber der Melodie, die noch in meinem Kopf nachklang...

Ich gönnte mir jedes Mal einen Moment der Stille, um dieses Gefühl auszukosten.

Doch als ich an diesem Tag dasaß und den Moment genoss, wurde die Stille von einem leisen Applaus in meinem Rücken zerstört. Erschrocken fuhr ich herum, in der Erwartung, Mr Pope zu sehen, doch statt des graubärtigen Gesichts meines Musiklehrers sah ich einen lächelnden Curtis Ray.

»Das war *spitze*«, sagte er, immer noch leise klatschend.
»Absolut *spitze*...«

Ich starrte ihn an. Er lehnte lässig an der Wand drüben beim Fenster, die stechenden blauen Augen auf meine gerichtet... und er lächelte mir zu. Ich konnte es nicht fassen. Er war Curtis Ray... er war da, bei mir. Er lächelte *mich* an.

»Debussy, stimmt's?«, sagte er.

»Was?«

»Die Musik... das Stück, das du gerade gespielt hast, das war doch Debussy.«

»Ach so, ja...«, antwortete ich, immer noch ein bisschen fassungslos. »Ja... die erste Arabeske.«

Er nickte. »Echt schön.«

Unwillkürlich warf ich einen Blick zur Partitur auf dem Klavier – vielleicht wusste er ja nur deshalb, dass es Debussy war, weil er es vom Titelblatt abgelesen hatte. Aber das Titelblatt war nicht zu sehen. Und als ich mich wieder zu ihm umdrehte, spürte ich schon, wie Verlegenheit in mir aufstieg, weil ich so arrogant gewesen war zu glauben, er könne diese Art Musik doch unmöglich nur vom Hören erkannt haben.

»Entschuldigung«, fing ich an. »Ich wollte nicht –«

»Du bist Lilibet Garcia, nicht?«, sagte er, drückte sich von der Wand ab und schlenderte lässig auf mich zu.

»Lili«, sagte ich.

»Magst du nicht, wenn man dich Lilibet nennt?«

»Du vielleicht?«

Er lächelte. »Ich heiße ja auch Curtis Ray.«

Wenn der Ausdruck *Krass!* damals schon in Mode gewesen wäre, hätte ich das wahrscheinlich gesagt... oder zumindest gedacht. Aber wir waren noch in den Zeiten vor *Krass!* und ich musste mich damit begnügen, ironisch vor mich hinzudenken: Wirklich wahr? Curtis Ray? Das hätt ich ja *nie* gedacht...

Wenn ich es genau überlege, war Ironie wahrscheinlich das Letzte, was mir in dem Moment einfiel, und vermutlich dachte ich auch überhaupt nichts in diese Richtung.

Zum einen war ich viel zu verlegen. Verlegen wegen meines flatternden Herzens, verlegen, weil ich nicht aufhören konnte, Curtis anzustarren, und weil mir plötzlich bewusst wurde, dass ich mein absolut unvorteilhaftes rosa Schulkleid anhatte, während er so lässig wie immer aussah in seinem coolen weißen T-Shirt und seinen coolen weißen Jeans – als Sechstklässler musste er nämlich keine Schuluniform mehr tragen. Und dann hatte ich auch noch Söckchen an, verdammt. Diese peinlichen weißen Söckchen.

Aber am allerpeinlichsten war mir die Tatsache, dass ich überhaupt verlegen war. Ja, mein Herz flatterte und ich starnte und wand mich – ich benahm mich wie ein alberner kleiner Teenie und genierte mich für meine Klamotten. Das Ganze war so schrecklich armselig, ich hasste mich dafür.

Aber ich konnte es nicht ändern.

»Du spielst echt gut«, sagte Curtis.

»Danke«, murmelte ich.

Er stand jetzt vor mir. Nicht zu nah, aber nah genug, dass ich genau mitbekam, wie wahnsinnig toll er aussah. Er hatte immer schon richtig gut ausgesehen, sogar in diesem komischen Stadium mit dreizehn, vierzehn, doch jetzt, mit siebzehn, war er zu einem schlanken, tough wirkenden jungen Mann geworden mit einem Gesicht, das fast schon *zu* perfekt war, um wahr zu sein. Es schien sich verwandeln zu können – es zeigte dir immer genau das, was du in ihm sehen wolltest. Wenn du also Curtis ansahst und glaubtest, du hättest den schönsten Jungen der Welt vor dir, dann sahst du genau das. Aber manchmal konntest du auch ein Gesicht voller Trauer, herzerreißender Leere oder sogar Grausamkeit entdecken ...

Doch an dem Tag standen keine Trauer und keine Grausamkeit in seinem Gesicht, sondern nur ein umwerfendes Lächeln, eine schimmernde Schönheit und diese hypnotisierenden strahlend blauen Augen.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

»Ja, Entschuldigung ...«, murmelte ich. »Ich war nur ...«

Ich starrte ihn immer weiter an, sonst nichts. Er hatte jetzt eine Schachtel Zigaretten aus seiner Hosentasche gezogen und wollte sich eine anzünden.

»Hältst du das für eine gute Idee?«, fragte ich. »Mr Pope kann jeden Moment reinkommen.«

Curtis lachte. »Der gute alte Johnny hat bestimmt nichts dagegen«, antwortete er und zündete die Zigarette an. »Der schnorrt doch ständig Fluppen von mir. Ich hab sogar schon öfter einen Joint mit ihm geraucht.«

»Ehrlich?«

»Ja klar ... Johnny ist tief drinnen so eine Art Hippie.« Er nahm einen kräftigen Zug von der Zigarette und schnippte die Asche auf den Boden. »Aber egal«, fuhr er fort, »spielst du auch noch was anderes?«

Ich sah ihn an, nicht sicher, was er meinte.

»Abgesehen von Klavier«, erklärte er. »Spielst du noch andere Instrumente?«

»Ach so«, sagte ich. »Nein, nicht wirklich ... ich meine, na ja, ich spiel ein bisschen Gitarre.«

»Ja?«

Ich schüttelte den Kopf, weil mir klar wurde, dass ich mit jemandem sprach, der – wie es hieß – ein absolutes Genie auf der Gitarre war. »Aber nicht *gut*«, murmelte ich. »Bloß so ein paar Akkorde, sonst nichts ...«

Er lächelte. »Welchen magst du am liebsten?«

»Was?«

»Welcher Akkord gefällt dir am besten?«

»G-Dur«, sagte ich, ohne nachzudenken.

Er nickte. »Ja, G-Dur ist toll. Hat so was von Größe, nicht? So eine Weite und Offenheit.«

Ich lächelte, weil ich genau wusste, was er meinte. »Und welcher gefällt dir am besten?«, fragte ich.

Er sah mich an. »Rat mal.«

Ich schwieg einen Moment, überlegte ein bisschen, aber das musste ich eigentlich gar nicht. Die Antwort kam instinktiv: »E-Dur«, sagte ich.

Sein Lächeln sagte mir, dass ich recht hatte.

»Kannst du Bass spielen?«, fragte er.

»Kontrabass?«

»Nein, E-Bass, du weißt schon ...« Er tat so, als ob er eine Bassgitarre spielte. »So einen.«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Hab ich noch nie versucht.«

»Hast du Lust, es mal ausprobieren?«

»Wie meinst du das?«

»Ich such einen Bassgitarristen«, erklärte er. »Für meine Band.«

»Du spielst in einer Band?«

Er nickte. »Wir sind noch nicht aufgetreten, aber wir haben ein Jahr lang immer wieder zusammen geprobt und so langsam werden wir richtig gut. Das Problem ist nur, Kenny – das ist unser Bassist – na ja, der hat plötzlich beschlossen, dass er nicht mehr Bass spielen will, sondern Rhythmusgitarre.« Curtis nahm einen tiefen Zug von der Zigarette. »Also, um ehrlich zu sein, Kenny ist sowieso ziemlich scheiße am Bass, deshalb tut er uns eigentlich einen Gefallen, wenn er aufhört. Aber jetzt müssen wir jemand anderen suchen ...« Er sah mich an. »Auf was für Musik stehst du? Abgesehen von Debussy.«

Das war eine heikle Frage. Oder besser gesagt, es wäre eine heikle Frage gewesen, wenn ich versucht hätte zu spekulieren, auf welche Musik Curtis stand, um dann so zu tun, als ob ich genau die Richtung auch mochte – was ich zuerst tatsächlich tun wollte. Aber auch wenn er inzwischen nicht mehr so richtig hippiemäßig aussah – er hatte seine langen Haare abgesäubelt und trug jetzt etwas, das wie ein verrücktes Vogelnest wirkte, und seine vergammelten alten Jeans waren unmodern, aber sehr cool, ohne Schlag –, nahm ich natürlich an, dass er Musik mochte, die mir nicht gefiel und mit der ich mich auch nicht auskannte, zum Beispiel Progressive Rock: Bands wie Genesis und Yes und Pink Floyd. Und wenn ich ihm erzählt hätte, dass ich Genesis mochte, und er mich gefragt hätte, welches mein

Lieblingsalbum sei, hätte ich kein einziges nennen können. Und das wäre wirklich peinlich gewesen. Deshalb sagte ich ihm lieber die Wahrheit und versuchte erst gar nicht, ihn zu beeindrucken.

»Na ja, ich hab gerade das neue Album von Cockney Rebel gekauft«, erklärte ich. »Das gefällt mir echt gut.«

»Welches?«, fragte Curtis. »*The Best Years of Our Lives?*«

»Nein ... das davor.«

»*The Psychomodo?*«

»Ja, genau.«

Er nickte wissend. »Ist aber nicht so gut wie *The Human Menagerie*.«

»Welches Album ist das schon?«

Er warf die Zigarette zu Boden und trat sie aus. »Wen magst du noch?«

»In letzter Zeit hab ich viel die Sensational Alex Harvey Band gehört und David Bowie ... und ich finde die alten Sachen von den Stones gut.«

»Was ist mit den Stooges? Hast du von denen gehört?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaub, nein.«

»Iggy Pop and the Stooges ... die musst du dir anhören. Die sind unglaublich. So richtig schön laut und dreckig, verstehst du?«

»Klar«, sagte ich, nicht ganz sicher, was er meinte. »Und das sind Sachen, die dir gefallen?«

»Ich mag alles Mögliche«, sagte er. »Die Stooges, Velvet Underground, die New York Dolls ... die Faces, Dr. Feelgood.« Er sah mich an. »Hast du die Feelgoods gesehen? Die haben im Januar im Rainbow gespielt. Fantastisch. Wahnsinnsband – so richtig schön schnell.«

Ich lächelte. »Schnell?«

»Ja.«

»Das heißt, hauptsächlich magst du Sachen, die laut, dreckig und schnell sind?«

»Ja«, sagte er grinsend. »Das bringt es ziemlich genau auf den Punkt.«

»Und deine eigene Band ist auch so?«

»Warum kommst du nicht mal vorbei und findest es selbst raus? Wir proben morgen. Du kannst ja mal hören, was wir so spielen, und wenn's dir gefällt ...« Er unterbrach sich und sah mich an. »Na ja, wie gesagt, wir suchen einen Bassisten und ich glaube, du wärst einfach perfekt.«

»Wieso denn?«, fragte ich total überrascht. »Ich meine, ich könnte das verstehen, wenn ihr jemanden an den Keyboards suchen würdet –«

»Scheiße, nein«, sagte er. »Keyboards geht überhaupt nicht. Wir brauchen jemanden am Bass.«

»Aber ich hab doch noch nie Bass gespielt.«

»Na und?« Er zuckte mit den Schultern. »Das hast du schnell raus. Ist nichts anderes als eine Gitarre mit ein paar Saiten weniger.« Er lächelte. »Und abgesehen davon spielen wir ja nicht Debussy oder so was.«

»Ja, schon, aber trotzdem versteh ich nicht, wieso du *mich* fragst ... es muss doch andere Leute geben –«

»Ich will keine anderen Leute«, sagte er auf einmal mit Nachdruck. »Ich hab's mit andern Leuten probiert, aber genau das sind sie eben – andere Leute. Und das ist nicht gut genug. Ich brauche *besondere* Leute, Leute, die wirklich *ernst* meinen, was sie tun.« Er sah mich nachdrücklich an. »Egal was du machst, es hat keinen Sinn, wenn du es nicht wirklich ernst meinst, Lili. Verstehst du, was ich damit sagen will?«

»Ja ...«, sagte ich leise, etwas erstaunt über die plötzliche Leidenschaft. »Ja, ich versteh, was du meinst.«

Er starrte mich noch einen Moment länger an, ohne etwas zu sagen, und sein Blick brannte sich in meine Augen, dann entspannte er sich auf einmal wieder und ein sorgloses Lächeln trat in sein Gesicht. »Schau«, sagte er, »ich weiß, das Ganze kommt ein bisschen plötzlich für dich und klingt wahrscheinlich total absurd, aber ich glaube einfach, du wärst perfekt für die Band. Du liebst Musik, das ist eindeutig. Du kannst spielen. Du bist irgendwie verrückt... *und* du siehst echt gut aus.« Er grinste. »Ich meine, was kann man von einem Bassisten mehr wollen?«

»Verrückt?«, sagte ich und hob eine Augenbraue.

»Ja ...«

»Du findest, ich bin *verrückt*?«

Er lächelte. »Das ist ein Kompliment.«

Ich wusste, was er meinte, und ich war vollkommen einverstanden, es als Kompliment zu nehmen. Verrücktsein gefiel mir gut. Ich hatte kein Problem mit Verrücktsein. Aber Curtis hatte auch gesagt, dass ich gut aussah, und das machte mir seltsamerweise Probleme. Erstens, weil mir das noch nie jemand gesagt hatte und ich deshalb kaum glauben konnte, dass er es ernst meinte. Und wenn er es *nicht* ernst meinte ... also, dann wäre er doch ein ziemlich beschissener Typ, oder? Aber *wenn* er es ernst meinte, dann hätte mir ja Curtis Ray – *der* Curtis Ray – gerade erklärt, dass ich gut aussähe. Und das war etwas völlig anderes.

Um ehrlich zu sein, ich fühlte mich so verworren großartig, dass ich mir fast wünschte, er würde es *nicht* ernst meinen.

»Und?«, sagte er. »Was meinst du?«